

Nationale Vielfalt und gemeinsames Erbe in Mitteleuropa. Vorträge von Władysław Bartoszewski, Ferenc Glatz, Mirjana Gross, Brigitte Hamann, Péter Hának, Wolfgang Häusler, Jiří Kořalka, Werner Ogris, Stanisław Stomma und Gerald Stourzh anlässlich der Verleihung des Anton-Gindely-Preises für Geschichte der Donaumonarchie. Hrsg. von Erhard Bussek und Gerald Stourzh. Verlag für Geschichte und Politik, Wien – R. Oldenbourg-Verlag, München. 1990. 146 S.

Der 1979 von der Österreichischen Forschungsgemeinschaft eingerichtete „Anton-Gindely-Preis für Geschichte der Donaumonarchie“ ist eine gute Sache: Mit ihm sollten bis 1988 die Autoren bedeutender deutschsprachiger historischer Werke ausgezeichnet werden, in welchen Quellen und Fachliteratur zumindest in einer der Sprachen der Monarchie verarbeitet worden sind; seit 1988 können auch Werke in einer dieser Sprachen preisgekrönt werden. Benannt ist der Preis nach dem Prager Historiker Anton Gindely (1829–1892), der deutsch und tschechisch schrieb und mit der Teilung der Prager Universität 1882 zwischen die nationalen Fronten geraten ist – „ein Opfer des nationalen Chauvinismus beider Seiten“ (Gerald Stourzh, S. 11). Einfühlsam und informativ schildert Brigitte Hamann in ihrem Festvortrag aus dem Jahr 1979 dieses „altösterreichische Schicksal“. Es folgen Festvorträge der Jahre 1980–1989 von Gerald Stourzh („Die Idee der nationalen Gleichberechtigung im alten Österreich“) 1980 bis Ferenc Glatz („Staat – Nation – Geschichtsschreibung“) 1989. Sie werden ohne – für diesen Zweck auch nicht unbedingt nötige – Anmerkungen wiedergegeben. Nur wenn sie an anderer Stelle im Druck erschienen sind, wird darauf hingewiesen, ansonsten fehlen – außer im Autorenverzeichnis – bibliographische Hinweise auch dort, wo man gerne weiterführende Literatur lesen würde.

Die hier vereinigten Vorträge fassen wichtige Forschungsergebnisse für ein nicht wissenschaftlich spezialisiertes Publikum zusammen. Die Themen sind aus größeren Arbeiten der Festredner, jeweils Fachleute für ihre Gebiete wie Stourzh, Werner Ogris („Rechtseinheit und Staatsidee in der Donaumonarchie“), Jiří Kořalka („Palacký und Österreich als Vielvölkerstaat“) oder Stanisław Stomma („Die Hoffnungen und Mißerfolge der ‚österreichischen‘ Orientierung der Polen im Ersten Weltkrieg“), bekannt. Als Dokumentation über den Gindely-Preis hat dieser Band durchaus seinen Wert.

Herne

Wolfgang Kessler

Brief und Briefwechsel in Mittel- und Osteuropa im 18. und 19. Jahrhundert. Hrsg. von Alexandru Duțu, Edgar Hösch, Norbert Oellers. Redaktion: Wolfgang Kessler. (Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa, VII/1.) Verlag Reimar Hobbing. Essen 1989. 386 S., DM 64,–

Wenn eine Konferenz, die 1979 stattfand und deren Beiträge 1989 als Buch erschienen sind, erst fünfzehn Jahre später rezensiert wird, so legt sich die verronnene Zeit hinderlich dazwischen. Aber wenn es dabei um Briefäußerungen geht wie die kroatische Empörung von 1831 über den „irrationalen Hass, der z. B. zwischen den Serben, Bulgaren, Kroaten, Winden etc. stattfindet,“ (S. 207) oder die siebenbürgische von 1848: „Gefällt uns, in Bezug auf uns, das Wort Gleichheit, so müssen wir bedenken, daß es auch den Rumänen ebensogut gefällt“ (S. 238), so scheint die Zeit kaum vergangen zu sein.

Inwiefern können nun Briefe, die definitionsgemäß zu einem abwesenden Adressaten reden, auch von jenen forschenden Dritten, den Historikern, zum Sprechen gebracht werden? Die Frage beantwortet sich von selbst, wenn bislang Ungedrucktes aus den Archiven zum Druck und in einen passenden Kontext kommt. W. Rosenberg

zeigt an einem Einzelfall, den Briefen des kurländischen Dichters Ulrich v. Schlippenbach an seinen Verleger Perthes, wie der Abstand zwischen Deutschland und den russischen Ostseeprovinzen sich von 1810 bis 1825 vergrößert (S. 147–166). N. Kozłowski zeigt an einer Institution, der „Bibliothèque Polonaise“ in Paris, wie Dank- und Bittbriefe, private Nachrichten und nicht zuletzt die Agentenberichte das Bild des Exils nach 1830 erhellen können (S. 321–339). Aber auch bereits gedruckte Briefe „sprechen“, wenn sie zu einem Thema gebündelt werden, so die von G. Kozielek kommentierten Berichte Zacharias Werners und E. T. A. Hoffmanns über das deutsche literarische Leben in Warschau um 1800 (S. 167–176), so auch K. Sabliks Zusammenstellung der Briefe, in denen Justus Christian Loder über seine Organisation der russischen Lazarette 1812/13 Auskunft gibt (S. 213–218; im Inhaltsverzeichnis unter falschem Titel).

Schwieriger dagegen wird die Aufgabe, wenn Informationen nicht nur historisch placent, sondern zugleich in ihrer kommunikativen Vernetzung beschrieben werden sollen. J. Wojtowicz' Versuch, die statistische Analyse, wie sie in Frankreich für Rousseaus Briefwechsel durchgeführt wurde, auf andere Korrespondenzkreise zu übertragen, zeigt, was wir schon wußten: daß Zahlen nicht reden können (S. 271–282). G. Mühlpfordt stellt dagegen das abenteuerliche Leben Abraham Jakob Penzels ins Zentrum seiner buchstäblich grenzenlosen Studie zur gelehrten und politischen Kommunikation der Aufklärung (S. 53–136). Auch H. Rietz nutzt bei seiner Untersuchung über Ignacy Krasickis Briefpartner dessen Lebenslauf als Achse; auf mustergültige Weise gruppiert er Briefschreiber, -themen und -stile, wobei er sogar die Lücken verlorener Briefe zum Gesamtbild heranzuziehen vermag (S. 283–294). Zwei weitere Beiträge gelten von vornherein einer ganzen Kommunikationsgruppe, haben daher erst recht mit dem „embarras de richesse“ zu kämpfen. B. I. Krasnobaev entwirft aus dem vierzigbändigen Archiv der Familie Voroncov ein Lebensbild ausgewählter Familienmitglieder (S. 219–230). H. Neuschäffer arbeitet an dem empfindsamen Briefwechsel des Emkendorfer Kreises außer den Biographien der Beteiligten die fließenden Übergänge der Literarisierung heraus (S. 295–320).

Die insgesamt 19 Abhandlungen stellen Briefwechsel aus zwei Jahrhunderten quer durch ganz Europa vor, die letzten Endes um zwei Pole zentriert sind, um Bücher und Politik. Welche Funktionen ein gelehrter Briefwechsel überhaupt haben kann, rekonstruiert A. Měšťán vorzüglich am Beispiel des slowakischen Literaturhistorikers Pavel Josef Šafařík: Die Korrespondenz liefert bibliographische Informationen über Neuerscheinungen oder alte Handschriften, sie vermittelt Kauf-, Leih- oder Kopierwünsche, sie dient der Diskussion anstelle von Kongressen (S. 203–212). Ebenso wie der gelehrte Brief Beziehungen stiftet oder festigt, festigt oder stiftet auch der politische Brief Beziehungen, sei es nun aus dem Exil, sei es über andere Grenzen hinweg. Briefe sind, wie es W. Kessler in seinem abschließenden Essay über Briefwechsel als Quelle der Kulturbeziehungsforschung sagt, „das Mittel, Verbindungen aufrechtzuerhalten, sie zu stabilisieren“ (S. 348). Insgesamt kommt hier theoretisch wie praktisch eine besondere Art der Verbindung zu kurz, wenn nämlich sich persönliche Beziehungen und praktische Abhängigkeiten überlagern; nur H. Rietz macht auf die Probleme der Patronage aufmerksam. Die theoretische Einführung von N. Oellers über den Brief als Mittel privater und öffentlicher Kommunikation spricht nicht von Informationsquellen (S. 9–37). O. behandelt mit der Begrifflichkeit von Jürgen Habermas, die, wie man auch 1979 schon wissen konnte, keinerlei Medienreflexion aufweist, den Brief als Ausdrucksphänomen. Doch alle anderen Beiträge besagen klar und deutlich wenigstens dies: Der Brief ist ein Element des Nachrichtenflusses, und zwar, zumal vor der Zeit der Nachrichtenagenturen, eines der wichtigsten.